

lauf der Geschichte zu erneuern. Er bezieht sich im dritten Aufsatz seines Buches auf die Geschichte der Philosophie. Er zeichnet diesen Kreislauf im Anschluß an *Windischmann* und *Karl Werner*: „Im Ewigen verharret der menschliche Gedanke, indem er seinen Umlauf um die Wahrheit ganz vollbringt, denn er geht in der intelligiblen Sphäre, wo alles den Charakter des Unendlichen trägt, von dem Punkt der unmittelbaren Anschauung des ewigen Seins aus, wie der Planet von der Sonnennähe, wandelt von da bis zur Reflexion in sich selbst fort . . . und vollendet sich durch die besonnene Rückkehr in seinen Ausgangspunkt . . ., um sein rationales Verhältnis zur Mitte des Systems durch Zusammenschließen des ganzen Kreislaufs auf allen Punkten bis zum Ausgangspunkt zu vollbringen“ (S. 123 f.).

16. *Dyroffs* letztes Buch „Der Gottesgedanke bei den europäischen Philosophen in geschichtlicher Sicht“ erschien im Jahre 1942 (ohne Angabe des Jahres). Es ist eine aus intensiver Kenntnis geschöpfte Auseinandersetzung mit dem philosophischen Gottesproblem. *Dyroff* knüpft vielfach an *Franz Brentano* an, gibt aber der ruhigen Sachlichkeit des Aquinaten den Vorzug. Das Buch stellt eine echte Problemgeschichte dar und mündet aus in die systematische Beurteilung der Ergebnisse, vor allem der metaphysischen Richtungen, die dem Gottesglauben entgegenstehen: „Widerspruchsvoll und bloß phantastisch Erdachtes ist zu verwerfen . . . Aber das, was als mit den Höchstwerten des Menschentums in einem Wirklichkeitsverhältnis stehend mit innerer Notwendigkeit erkannt ist, müssen wir staunend verehren, und demnach auch seine Unerforschlichkeit. Auch die Unerforschlichkeit hat ihre Erhabenheit, da, wo sie dem Wertvollen begegnet . . . Die Unerforschlichkeit des Bösen aber, das indes nie ein Urböses sein kann, muß den Menschen zu äußerster Behutsamkeit und zum Entschluß der sittlichen Tapferkeit aufordern, die, unbeirrt auf Gott schauend, ihren Weg geht.“

Mit diesen Gedanken, die an das viele Böse denken lassen, das damals in der Welt geschah, schließt das wertvolle Buch.

Nicht alles, was *Dyroff* tief bewegt hat, konnte in diesem Aufsatz zur Sprache kommen. Er war ein universaler Gelehrter, der auch auf den Gebieten der Literatur- und Kunstgeschichte wichtige Arbeiten aufzuweisen hat, die diese Gebiete philosophisch durchdringen. Wenn er von der Schönheit zur Wahrheit und von da zur genial zu nennenden Übersicht vorgedrungen ist, so hat er aufgrund seiner philologischen Schulung doch stets die Treue zum Kleinen und zur Exaktheit bewahrt.

#### Anmerkungen

<sup>1</sup> Das Buch *Szylkarskis* wurde 1946 bei Wiedererscheinen des Philosophischen Jahrbuchs von dem *Dyroff-Schüler Heinrich Fels* in dieser Zeitschrift wohlwollend gewürdigt.

<sup>2</sup> *Dyroffs* Promotionsschrift „Geschichte des Pronomen reflexivum“ ist in den von *M. Schanz* her-

ausgegebenen „Beiträgen zur historischen Syntax der griechischen Sprache“ in ihrem ersten Teil 1892 erschienen. Auch nach dieser Zeit hat er, wie das heute in der Universitätsbibliothek Bonn vorhandene Exemplar beweist, fortwährend ergänzt. Das Buch (Handexemplar von *Dyroff*) ist voll von stenographischen Notizen. Die zweite Abteilung dieser Schrift behandelt die attische Prosa und ist 1893 erschienen.

<sup>3</sup> *Dyroff* hat später (ein Jahrzehnt nach *Hertlings* Tod) die vielen Reden *Hertlings* gesammelt und herausgegeben unter dem Titel: „Graf von Hertling als Bonner Hochschullehrer. Reden, Ansprachen und Vorträge des Grafen Georg von Hertling, gesammelt von Adolf Dyroff. Köln 1929.“ *Hertling* war während seiner 13jährigen Bonner Lehrtätigkeit nicht einmal zum Titularextraordinarius befördert worden und dies aus konfessionellen Gründen (Kulturkampfzeit!).

<sup>4</sup> Bücher, die Gefahr liefen, beschlagnahmt und eingestampft zu werden, haben die Verlage damals erst mit dem schnellstens getätigten Ausdruck angemeldet und sofort versandt. Leider ist durch diese Eile bei diesem Buch *Dyroffs* nach S. 96 ein Teil (ein Bogen?) ausgefallen. Als ich dies im Jahre 1943 bemerkte, habe ich beim Verlag nachgefragt, aber dort war alles bereits vernichtet. Die Paginierung ist fortlaufend durchgeführt, so daß man den Mangel erst beim genauen Lesen merkt.

<sup>5</sup> *Friedrich Schlegel*, Kritische Gesamtausgabe seiner Werke, herausgegeben von *Ernst Behler*, *Jean-Jacques Eichstett* und *Hans Eichner*. Verlag Schöningh, Paderborn. Soeben (Frühjahr 1966) ist der VII. Band aus der Feder *Ernst Behlers* erschienen.

<sup>6</sup> Zur Jahrhundertfeier der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn. Festrede. Bonn 1919.

<sup>7</sup> Vgl. auch seine „Einführung in die Psychologie“, 2. Aufl., 1912. Der Leitfaden der Psychologie von *Hagemann*, der von *Dyroff* neu herausgegeben wurde, hat viele Auflagen erlebt. Auch „Das Seelenleben des Kindes“ erschien in 2. Aufl. Bonn 1911.

MARTIN HONECKER  
zum Gedächtnis  
von Max Müller (München)

Wenn hier soeben des 100. Geburtstages von *Adolf Dyroff* gedacht wurde, so mag es ebenfalls angebracht sein, den Blick nun auch auf die 25. Wiederkehr des Todestages (20. 10. 1941) seines besten und Lieblingsschülers *Martin Honecker* im „Philosophischen Jahrbuch“ der Görres-Gesellschaft zu lenken, zumal da *Honecker* von 1925 bis 1929 mit größter Hingabe und ganz ungewöhnlichem Geschick sich als Generalsekretär dieser „Vereinigung zur Pflege der Wissenschaft“ zur Verfügung gestellt hatte.

Es war für den jungen Rheinländer (*M. H.* war am 9. 6. 1888 als Sohn eines Kaufmanns zu Bonn

geboren) und *Dyroff*-Schüler keine leichte Aufgabe, als er am 1. Oktober 1924 (nach einer nur viereinhalbjährigen Privatdozentzeit) die Nachfolgerschaft des damals bekanntesten deutschen Neuscholastikers *Joseph Geysler* (welcher nach München als Nachfolger *Clemens Baumeckers* ging) in Freiburg i. Br. übernahm und damit unmittelbarer Kollege des großen „Phänomenologen“ *Edmund Husserl* wurde. Und dies wurde nicht leichter für ihn, als 1928 der durch das gerade erschienene „*Sein und Zeit*“ auf einen Schlag gleichsam weltberühmt gewordene *Martin Heidegger* nun *Edmund Husserl* auf seinem Lehrstuhl ablöste. Jeder aber, der *Martin Honecker* in jenen Jahren nahestand, konnte bewundernd sehen, mit welcher ruhiger, bescheidener Selbstverständlichkeit und unbekümmerter Sachhingebetheit, ohne nach rechts oder links zu schauen und nur das Seinige tuend, *Honecker* unbeeinträchtigt diese Situation meisterte.

Im Jahr des Ausbruchs des ersten Weltkriegs hat *M. H.*, der in Bonn Schule und (mit kurzer Unterbrechung einiger eingeschobener Münchener Semester) Universität besucht hatte, an der Bonner Universität bei *Adolf Dyroff* promoviert. Es war die Zeit der z. T. auf *Jakob Burckhardt* zurückgehenden „Renaissance-Welle“, die nicht nur die Kultur- und Kunstgeschichte, sondern auch die Philosophiegeschichte ergriffen hatte. Die Dissertation *Honeckers* behandelte daher nicht, wie vielleicht zu erwarten gewesen wäre, ein mittelalterlich-scholastisches Thema, sondern die Rechtsphilosophie des Sieneser Juristen *Alessandro Turamini*. Fast gleichzeitig mit dieser Erstlingsarbeit brachte er in derselben Reihe („Renaissance und Philosophie“) schon seine zweite Veröffentlichung heraus über die „Staatsphilosophie des *Sebastian Fox Morcillo*“. Das waren gleichsam „Handgelenk-Übungen“. Sie entsprangen aber einem echten Interesse an Jurisprudenz, insbes. an Staatsrecht und Völkerrecht und an den Beziehungen des positiven Rechtes überhaupt zu dem, was man „Naturrecht“ zu nennen pflegte, *Honecker* aber gern das „unbeliebigsachliche Recht“ nannte. Noch im Winter 1935/36 hat er in einem kleineren Zirkel des Katholischen Akademikerverbandes in Freiburg zur „Idee und Geschichte des Naturrechts“ gesprochen. Aber bald nach der Promotion kam für den jungen Doktor der Philosophie die große Unterbrechung des ersten Weltkriegs, in dessen zweitem Jahr er bereits Leutnant, in dessen drittem Jahr er aber französischer Kriegsgefangener wurde. In der Kriegsgefangenschaft und besonders in der darauf folgenden Internierung in der Schweiz, wohin er aus Gesundheitsgründen ausgetauscht wurde, hatte er wieder Zeit, sich mit Philosophie zu beschäftigen und er entwarf dort die Grundzüge zu seiner Habilitationsschrift über „Gegenstands- und Denklogik“, durch die er 1919 die Bonner Dozentur erhielt und die auch 1924 zum Ruf nach Freiburg i. Br. führte. Die Arbeit zeigt gerade die analytische Fähigkeit *Honeckers* im hellsten Licht. Sie ist der Versuch, in der traditionellen Logik ein zunächst nur äußer-

liches „Zusammen“ zweier gegensätzlicher Intentionen zu sehen, von denen die eine auf eine normativ-praktische Denklehre (Logik als „ars“) gehe, die andere aber auf eine descriptiv-theoretische Gegenstandslehre (Logik als „scientia“). Hier hatte die Grazer Schule *Alexius Meinongs* ihn stark beeindruckt. Erst aber die Begegnung mit der Logik des Münchener Phänomenologen *Alexander Pfänder* ließ ihn einige Jahre später dann das Schwergewicht auf eine dritte, die beiden ersten verbindende Intention legen: Logik als Lehre vom Sinn in der Beschreibung jener eigentümlichen Sinn-Gebilde und Sinn-Formen, in welchen sich Akt und Gegenstand gerade erst „vermählen“ (wobei der „Sinn“ wiederum von dem ihn nur repräsentierenden „Inhalt“ scharf geschieden bleibt). In seiner während der Freiburger Zeit in *Dümmers* „Grundrissen der Philosophie“ erschienenen „Logik“ ist dann diese Dreiteilung konsequent durchgeführt und der „Sinn-Lehre“ der zentrale Hauptteil gewidmet, während die „Gegenstands-Lehre“ als Introduction die Basis bereitstellt, die „Denk-Lehre“ aber als Beschluß die Konsequenzen für die menschliche Praxis zieht.

*Honecker* war ein ausgezeichnete Einzelwissenschaftler, methodologisch wie philologisch glänzend geschult (sein Lehrer *Dyroff* war klassischer Philologe gewesen), von ungewöhnlicher Akribie und auf schlichte, einfache Sauberkeit jedes Denkschrittes sorgsam bedacht. Sein philosophisches Ziel war die Auflockerung der bisherigen Neuscholastik einerseits durch stärkeres Wirksamwerdenlassen von Gedankengängen der *husserl-pfänderschen* Phänomenologie, andererseits durch sorgfältige Berücksichtigung der Ergebnisse der einzelwissenschaftlichen (systematischen wie geschichtlichen) Forschung. Logik, philosophische Psychologie, Wertphilosophie und Erkenntnisphänomenologie waren neben historischer Detailforschung seine Schwerpunkte. Die Frage nach der Einheit dieser Vielheit war ihm aber nicht vorrangig. Sie konnte gleichsam später noch gestellt werden. Spekulation (darin war er, wenn überhaupt Metaphysiker, so dann doch auf jeden Fall „induktiver Metaphysiker“ in der Nachfolge *Külpes*, dessen „Realisierung“ er sehr schätzte) sollte nicht am Beginn stehen, sondern höchstens krönender Abschluß sein und dann noch in mehr hypothetischer Weise. Das steht den heutigen und modernsten Tendenzen wieder sehr nahe. *Külpe* war aber nicht nur für die Metaphysik ihm maßgebend, sondern ist auch auf einem anderen Gebiet, das für *Honecker* noch eine Einheit mit der Philosophie darstellte, ihm bestimmend geworden: in der Psychologie. Eine nicht-sensualistische, die Assoziationspsychologie überwindende Denkpsychologie schien ihm (wie auch *Richard Hönlwald*) für die Lösung auch philosophischer Fragen von ausschlaggebender Bedeutung sein zu können. Im Gegensatz zur Assoziationspsychologie war diese unsinnliche Bedeutungen, Einheiten und Sinn-Ganzheiten anerkennende Psychologie zudem auch diagnostisch-charakterolo-

gisch anwendbar, indem sie die Totalität und Einheit des Menschen vom spezifisch Humanen her sehen konnte. Die Ergebnisse der denkpsychologischen Bemühungen faßte *Honeckers* Büchlein „Das Denken“ in pädagogisch meisterhafter Weise zusammen. Im zweiten Weltkrieg hat *Honecker* dann als Heerespsychologe ungewöhnlich erfolgreich gearbeitet und hohes Ansehen genossen, wie ich, als ich in seiner Nachfolge zum Generalkommando des V.A.K. nach Stuttgart eingezogen wurde, dort noch selbst feststellen konnte. Als die Situation der von *Honecker* innegehabten sog. „Konkordatsprofessur“ in der nationalsozialistischen Zeit immer prekärer wurde, hat die Philosophische Fakultät der Freiburger Universität in Würdigung von *Honeckers* Leistungen als Psychologe daran gedacht, ihm durch die Schaffung eines großen, von ihm zu leitenden Psychologischen Instituts, das es bis dahin an dieser Universität noch nicht gab, einen unangreifbaren Boden zu geben.

Jahrelang hat sich *Honecker* auch mit dem Wert-Problem befaßt und es von allen Seiten – psychologisch, erkenntnistheoretisch, nationalökonomisch, gegenstandstheoretisch, ethisch und auch metaphysisch – gleichsam „eingezirkelt“. Ein Teil seiner Ergebnisse fand ihren Niederschlag im Beitrag „Probleme der Wertungspsychologie“ in der *Geysers*-Festschrift „Philosophia perennis“. Dabei kommt auch eine Eigenart seines Arbeitens zum Vorschein: Er war stärker in der sorgfältigen Vorbereitung der Jagd zum Fang eines Problems als in der Durchführung. Die Treibjagd war für ihn schon zu Ende, wenn das Wild „gestellt“ war. Erlegt hat er es dann nicht mehr.

Philosophiegeschichtlich hat er eine Reihe kleinerer Arbeiten sowohl zur mittelalterlichen Scholastik als auch zur neuzeitlichen Romantik erstellt. Sie sollen hier nicht aufgezählt werden. Nur auf den meisterhaften Überblick über ein damals brennendes Problem soll hingewiesen werden: ihn gibt der Aufsatz „Der Lichtbegriff in der Abstraktionslehre des *Thomas von Aquin*“ (Ph. Jb., Bd. 48, Heft 2/3, 1935). Als systematisches Anliegen stand hinter diesem historischen Bemühen der Versuch, über die übliche Abstraktionslehre hinauszukommen, ohne doch der modischen „Intuition“ zu verfallen. In immer stärkerem Maß hat er sich zuletzt *Nikolaus v. Kues* zugewandt. *Ernst Hofmann* gewann ihn für die Heidelberger Akademieausgabe des Cusaners und *Honecker* hätte dort wohl eine führende Rolle übernommen, wenn ihn der Tod nicht mit 53 Jahren ereilt hätte. Eine Reihe kleinerer Cusanus-Abhandlungen und edierter Texte und Übersetzungen ist die Frucht dieser Bemühungen gewesen und z. T. auch noch publiziert worden.

Als Charakter war *Honecker* von unbedingter Sauberkeit und Wahrheitsliebe; von großer Güte und ungewöhnlicher Noblesse. Trotz mancher Fremdheit den von uns eingenommenen Positionen gegenüber hat er nicht nur *Gustav Siewerth* und mich (*Max Müller*) promoviert; er hat auch 1937 gegen heftigste weltanschaulich-politische Wider-

stände sich exponiert und unser beider Habilitationen wahrhaft „durchgekämpft“ mit einer auch im universitären Bereich selten anzutreffenden Großzügigkeit. Das soll ihm unvergessen bleiben.

Wir hatten schon erwähnt, daß *Martin Honecker* einen sog. „Konkordatslehrstuhl“ als Ordinarius innehatte (er wurde in *Honeckers* Nachfolge 1946 mir übertragen, nach meinem Weggang 1960 nach München wurde *Bernhard Lakebrink* auf ihn berufen). Aber mit diesem Ausdruck „Konkordatslehrstuhl“ ist, sowohl dem Gehalt wie der Geschichte nach, die Eigenart dieser Lehrstühle ganz falsch umschrieben. Nicht die katholische Kirche war es ja, die solche Lehrstühle verlangt, gewünscht, vorgeschlagen hat und sie dann, als sie den Wunsch erfüllt bekommen hatte, auch noch vertraglich („konkordatär“) sichern ließ. Historisch verhält es sich eher umgekehrt. Der Staat hat hier zuerst gewünscht, daß in den Philosophischen Fakultäten jener Universitäten, an denen auch katholisch-theologische Fakultäten bestanden, unter den historischen wie philosophischen Lehrstühlen jeweils einer auch mit einem Katholiken besetzt würde, damit er, der Staat, auf diese Weise die Theologen ihrer Isolierung gleichsam entreißen und zu einem Studium auch in der Philosophischen Fakultät zwingen oder verpflichten könnte, was z. B. für das sog. preußische „Kulturexamen“ von großer Bedeutung war. Diese Lehrstühle sollten also die doppelte Bedeutung haben, neben der vollen Vertretung der Philosophie in der Philosophischen Fakultät die Mitwirkung an der Bildung und Ausbildung der Studierenden noch einer zweiten Fakultät, der Theologen eben, zu übernehmen. Die „Bindung“ dieser Lehrstühle war also keine Einengung, sondern entsprang im Gegenteil aus ihrer größeren und weiteren Aufgabe im Vergleich zu anderen Lehrstühlen. Die zusätzliche Verpflichtung zu einer oft unterlassenen Aufgabe: der Durchführung des Dialoges von Denken und Glauben, der Zwiesprache der Philosophie mit der Theologie, bedeutet schlechthin eine Bereicherung. So hat es *Martin Honecker* immer empfunden (und so empfinde auch ich es; diese zusätzliche Aufgabe ist keine Belastung, sondern „süße und ehrenvolle Last“). Nun wurde aber, erstmals im preußischen Konkordat von 1928, dann wiederum im badischen Konkordat vom Frühjahr 1933, dieser Wunsch des Staates in ein Recht der Kirche umgewandelt und damit die Gefahr einer Verfälschung des Sinnes dieser Professuren riesengroß. *Martin Honecker* und sein „historischer“ Kollege *Philipp Funk* haben daher damals sofort beim Konkordatsabschluß gegen die Erwähnung ihrer Lehrstühle in einem Staatsvertrag protestiert. Ihnen war die Eigenart ihrer Lehrkanzeln geprägt durch jene Tradition, die damit die Aufgabe der Begegnung von Philosophie und Geschichtswissenschaft mit dem historischen Phänomen des christlichen Glaubens intendierte. An einer solchen Begegnung aber müßten die Universität und der Staat mindestens das gleiche Interesse haben wie die Kirche. Die Schaffung von Bedingun-

gen für die Durchführung einer solchen Begegnung sollte daher, nach *Honeckers* und *Funks* Ansicht, niemals in dem Licht einer der Kirche gewährten „Concession“ erscheinen. Diese Position ist heute noch Wert überdacht zu werden. Im gleichen Sinn hat *Honecker* dann mit dem großen Artikel „Katholizismus und Wissenschaft“ (Vereinsschrift der Görres-Gesellschaft als Beilage zu ihrem Jahresbericht 1932/33) gegen *Franz Xaver Münch*, den Generalsekretär des „Katholischen Akademikerverbandes“, der (unter heftigen Angriffen auf die Görres-Gesellschaft und ihren zu sachlich-neutralen „Wissenschaftsbetrieb“) eine weltanschaulich-eingestellte Wissenschaft forderte, Stellung genommen in heute noch lesenswerten sauberen und scharfsinnigen Analysen. Aufgabe der Görres-Gesellschaft sollte (in der Darstellung *Honeckers*, die zugleich den Standpunkt der Gesellschaft selbst wiedergab) es sein, die Wissenschaft im katholischen Deutschland zu pflegen, nicht aber eine „katholische Wissenschaft“ aus der Taufe zu heben. Dieses Ziel lehnte *Honecker* rundweg ab. Denn so sehr Philosophie und Wissenschaft im dauernden Gespräch mit dem Glauben und über die in ihm immer schon gelegten Fundamente unseres Menschsein stehen: die absolute Reflexivität der Philosophie und die unbedingte intellektuelle Redlichkeit der Wissenschaft leugnen zwar nicht das „Apriori“, d. h. die Voraussetzungen, die immer schon früher sind als wir, uns vorgegeben sind und auch in einer religiösen Entscheidung z. B. schon vorliegen; sie leugnen sie nicht, aber sie nehmen sich das Recht immer erneuter kritischer Prüfung und Überprüfung eines jeden Aprioris und damit aller „letzten Stellungnahmen“. In diesem Aufsatz sprach die allem Pathos und allem Überschwang abholde solide Nüchternheit, die *Martin Honecker* niemals verlassen hat. Wir könnten sie auch heute noch brauchen!

HANS MEYER

zum Gedächtnis

von Vinzenz Rüfner (Bonn)

*Hans Meyer* ist am 30. April 1966 in Frontenhausen in Niederbayern, dem Geburtsort seiner † Gattin, gestorben. Mit ihm ist der letzte Vertreter der *Hertlingschen* Schule von uns gegangen. Er stammte von einem niederbayerischen Bauernhof (geboren in Etzenbach am 18. Dezember 1884). Der Schüler des Neuen Gymnasiums in Regensburg hatte schon in den oberen Klassen damit begonnen, die griechischen und römischen Klassiker selbständig zu lesen. Nach dem Abitur im Juli 1903 studierte er zunächst zwei Semester an der heimatischen Regensburger Hochschule, dann ein Semester in Freiburg und die weiteren drei Semester in München. Hier schrieb er seine Dissertation „Die Naturphilosophie *Robert Boyles*. Mit besonderer Berücksichtigung seiner Abhängigkeit von *Gassendi* und seiner Polemik gegen die Scholastik“. Die An-

regung zu dieser Arbeit stammte von seinem Lehrer *Georg von Hertling*. *Meyer* hat noch vor Vollendung seines sechsten Semesters sein Rigorosum am 2. 7. 1906 abgelegt. Nach der einjährigen Militärdienstzeit kehrte er nach München zurück und habilitierte sich 1909 bei *Georg von Hertling* mit der Schrift „Der Entwicklungsgedanke bei *Aristoteles*“. Dankbar hat er die großzügige Förderung, die ihm als einem Habilitanden von seinem Lehrer *Hertling* und von *Theodor Lipps* zuteil wurde, bis in sein Alter anerkannt. Die Einleitung zu seiner Habilitationsschrift gibt geradezu das Programm des jungen Gelehrten für seine weitere Arbeit an: „Es interessiert uns, zu wissen, welche Stellung die Denker der Vorzeit einem Gedanken gegenüber, dem die Jetztzeit besondere Wichtigkeit zumißt, eingenommen, was sie über den Wert bzw. Unwert seiner Anwendung und Leistungsfähigkeit gedacht haben.“ Die Arbeit bietet eine genaue Darstellung der Herkunft, der Bedeutung und der Tragweite des aristotelischen Entwicklungsbegriffs. Das Thema reizte dazu, die Begriffsgeschichte des Entwicklungsgedankens weiter zu verfolgen. Hier stieß der Münchener Privatdozent, der sich dank seiner ausgezeichneten Rednergabe bald einen sehr großen Hörerkreis eroberte, auf *Augustinus*, bei dessen Entwicklungsgedanken die Lehre von den Keimkräften im Mittelpunkt steht. Aus der Beschäftigung mit diesen Problemen ist dann *Meyers* zweites größeres Buch hervorgewachsen „Geschichte der Lehre von den Keimkräften von der Stoa bis zum Ausgang der Patristik“. Wiederum ist es dieselbe Methode, die der junge Gelehrte von seinem Lehrer *Hertling* übernommen hat. In der Einleitung zu diesem Buch schreibt er: „Will man *Augustins* Denkweise gebührend verstehen und würdigen, so muß man . . . die Lehre von den λόγοι περιματιχοί auf ihrem Mutterboden aufsuchen, ihre ursprüngliche Bedeutung herausstellen, ihren historischen Werdegang verfolgen und die Quellen aufdecken, aus denen *Augustin* geschöpft hat.“ Aber auch die Wandlungen werden verfolgt, die sich durch den Verschmelzungsprozeß der griechischen Philosophie mit der christlichen Religion ergeben haben. So ist aus diesen Studien eine Geschichte der spekulativen Arbeit der Kirchenväter auf einem besonderen Gebiet geworden. *Meyer* wehrt sich dagegen, daß man die Synthese von griechischer Philosophie und christlicher Religion lediglich auf eine kurze Formel bringt. Nur genaue Einzeluntersuchungen können griechische Form und christlichen Glaubensinhalt vereinigen. Solche Forschungen bieten zugleich einen Beitrag zur Geschichte der Philosophie. Die Untersuchungen schließen mit einem Ausblick auf die weitere Entwicklung der rationes seminales bis zu *Boethius*. Die Wichtigkeit dieses Buches erhellt auch daraus, daß die rationes seminales nicht bloß im Mittelalter, sondern sogar bis ins 17. Jahrhundert als „sämlisches Prinzip“ (*Sennert*) weitergewirkt haben.

Zwei wichtige Gedanken sind hier als Leitlinien der *Meyerschen* Forschungen ausgesprochen: In er-